

Illustriertes Sonntags-Blatt

ZUR
Amtlichen Taunus-Zeitung.

1915. * Nr. 8

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

Burg Rosenstein

Eine schwäbische Geschichte aus aller Zeit von Fritz Rikel.

(Fortsetzung.)

Heinz von Horn saß auf seinem Rosse. Er achtete nicht darauf, daß der alte Gaul ihn mit freudigem Wiehern begrüßte, sah nicht die scheuen und hämischen Blicke, welche die im Hofe herumstehenden Knechte und Reisige auf ihn richteten — eine dumpfe Gleichgültigkeit gegen alles ihm Bevorstehende lag wie ein Damm auf seinem inneren Empfinden. Schlaflos hatte er die Nacht auf seinem Lager zugebracht, vergeblich bemüht, das Wirrsal der ihn bestürmenden Gedanken zu sondern. Mit aller Willenskraft hatte er sich dazu zu zwingen gesucht, dem Allmächtigen dafür zu danken, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach die Schwester gefunden hatte und doch durchzitterte ihn der Gedanke, daß Walburga von Rosenstein seine Schwester sei, mit qualvollem Weh — einem Weh, von dem er nach seinem unerschütterlichen Glauben nur durch den Tod erlöst werden konnte. Aber seine jugendfrische Lebenskraft bäumte sich auf gegen das Sterben — sein gottgläubiges

Denken mahnte ihn an seine Kindespflicht, die ihm gebot, seiner geliebten Mutter den Schmerz zu ersparen, ihn verlieren zu müssen. Der Mutter zuliebe mußte er die schwere Prüfung bestehen, die ihm der Herr auferlegt hatte — mußte alle heißen Wünsche seines Herzens niederzwingen und seine ganze Kraft einsetzen, dann wollte er den Herrn in innigem Gebete anflehen, daß das verzehrende Feuer in seinem Inneren

erlösche und dem einzigen ihm erlaubten Empfinden für die herrliche Jungfrau — der herrlichsten Bruderliebe den Platz einräume.

Es begann zu dämmern. Aus dem Eingang der Halle drängten sich die Ritter, alle in vollständiger Wehre, und schritten die Freitreppe hinab über den Hof zu ihren Rossen. Auf dem Söller stand Haug von Rosenstein und sah in Erwartung der ersten

Strahlen der aufgehenden Sonne hinauf nach dem Helm des Bergfrieds. Immer mehr verblaßten unter der wiederkehrenden Tageshelle am Firmament die Sterne und jetzt schimmerte es golden um die Spitze des Turmes, während gleichzeitig aus dem hinter den Seitengebäuden liegenden Wirtschaftshof das Krähen der Hähne erschallte.

„Öffne das Tor!“ rief Haug von Rosenstein dem Burghvogt zu und ächzend erschloß sich die schwere Pforte. Und sich zu dem wie ein ehernes Bild auf seinem Rosse verharrenden Heinz von Horn wendend, fuhr der Burgherr fort:

„Frei liegt der Weg vor Euch, Herr Ritter Heinz von Fürstenberg. Verlaßt Burg Rosenstein — des Wortes, so ich Euch gegeben, bin ich zu dieser Stunde ledig!“

Ohne ein Wort der Entgegnung senkte der Angeredete das gezogene Schwert gegen den Sprecher, gab seinem Braunen die Sporen und sprengte durch den Torgang über die Zugbrücke in das Freie. Noch war das Poltern der Hufschläge auf den Bohlen der Brücke nicht verhallt, als das Tor wieder zusiel und der Bogt nach der Weisung seines Herrn mit seinem Laufe um das Rund des Hofes begann. Die Ritter hatten sich auf ihre Rosse geschwun-

gen, an ihrer Spitze die beiden Brüder von Rosenstein, und harrten begierig, bis Wolf Jiebrand seinen Lauf beendet hatte. Kaum war der Laufende zum dritten Male an dem Tore angelangt, als der reißige Zug sich unter dem Geheul der Meute in Bewegung setzte. Eben wollten Haug und Jörg von Rosenstein in den gewölbten Torgang einreiten, als ihre Rosse jäh vor der alten Friedegund zurückredeten, die ihnen plötzlich mit er-



Eine österreichisch-ungarische Korps-Telephon-Station. (Mit Text.) Phot. C. Seebald, Wien.

hobener Rechten aus der Wölbung entgegentrat. Mit ihrer hochauferichteten hageren Gestalt, den auf die Schultern fallenden grauen Haarsträhnen und den unheimlich flammenden Augen gemahnte die Alte an eine der altheidnischen Seherinnen, von denen die Sagen und Lieder erzählten, die mit geheimer Zauberkraft begabt waren und in die Zukunft zu blicken vermochten.

„Laßt ab von Eurem frevelnden Beginnen, Ritter Haug und Jörg von Rosenstein!“ rief sie mit hohler Stimme. „Es warnet Euch das waltende Geschick durch mich!“

„Wahnfinniges Weib — was unterfängst du dich?“ schrie ihr Jörg von Rosenstein grimmig entgegen. „Bei meinem Zorn — hinweg aus unserem Wege!“

Den starren Blick unverwandt auf den Ritter gerichtet, hob Friedegund wieder in eigentümlich singendem Tone an: „Mißachtet nicht der Alten Warnung, Ritter Jörg! Hab' in den Sternen es in dieser Nacht gelesen; Unheil birgt der Zukunft Schoß — namenloses Unheil, so freventlich auf Eurem Willen Ihr beharret!“

„Zum Teufel schere dich, du alter Unglücksrabe! Nach Platz, sonst reit' ich über dich hinweg!“

„Ihr reitet ins Verderben, Ritter Jörg! Heut ist Maria Magdalena — wer an diesem Tage zu Holze reitet auf die Büsch, der ist mit Leib und Seele den Mächten der Finsternis verfallen!“

Etwas für die Zuhörer Unheimliches lag in dem Wesen der Sprecherin, so daß sie unwillkürlich zurückschreckten. Selbst Jörg von Rosenstein konnte sich dem Eindruck nicht entziehen und fragend sah er nach seinem Bruder Haug und den dicht hinter ihm haltenden Genossen, von denen sich einige bekreuzten, andere aber mit besorgten Mienen Bemerkungen über den seltsamen Vorgang einander zuraunten. Dann aber lachte er wild auf und rief:

„Warum hast du der wilden Burga, deinem Herzblatt, nicht auch gewehrt, heut am Maria Magdalenenstag zur Büsch zu reiten? Gedenkst du uns mit deinen blöden Reden zu firren, auf daß die Zeit verimnt und der vermaledeite Gauch, der Fahrende, sich unserer Rache entzieht? Reißt sie hinweg, ihr Knechte!“

Mehrere Knechte stürzten sich auf die alte Friedegund und zerrten sie ungeachtet ihres Schreiens und Sträubens aus dem Wege. Im nächsten Augenblick donnerte der reißige Troß mit Haug und Jörg von Rosenstein an der Spitze über die Zugbrücke.

Zu solch rasendem Laufe war der behäbige Braune noch nie von seinem gütigen Herrn gespornt worden, wie von dem Augenblide an, als Heinz von Horn das Thor der Feste Rosenstein verlassen und den auf der Bergeshöhe nach Osten laufenden Pfad erreicht hatte. Unbarmherzig gruben sich die Sporen in die Weichen des Tieres, so daß es mit Anspannung aller Kräfte vorwärts stürmte, vorüber an niederem Gebüsch, grasigen Halben und einzelnen Gruppen verkrüppelter Kiefern — einer wildgeackten, weißgrauen Fessengruppe zu, die sich in der Ferne auf dem Höhenlamm emportürmte. Immer feiner und unwegsamer wurde der Pfad, aber das treue Roß mußte wohl ahnen, daß seinem geliebten Herrn eine furchtbare Gefahr drohte, denn nicht einen Augenblick stockte es in seinem wilden Rennen und setzte mit gewaltigen Sprüngen über alle Hindernisse hinweg, so daß die Fessengruppe immer näher rückte, und in wenigen Minuten nach dem Verlassen der Feste von dem Klüftigen erreicht war. Die Fessengruppe mußte nach dessen Darsichthalten das „finstere Loch“ sein, das auf dem Pergamentstreifen Walburga von Rosensteins erwähnt war; dort würde sie wahrscheinlich mit einem schnellfüßigen Rosse auf ihn warten, denn wohl hatte Heinz vorhin in dem Burghof vernommen, wie Wolf Hiebrand dem Ritter Haug von Rosenstein meldete, daß das Fräulein schon vor Anbruch des Tages zum Tore hinausgeritten sei. Er sollte sie also vor seinem Scheiden nochmals sehen — sie, welche die seligsten Empfindungen in seinem Innern ausgelöst hatte, und die, wenn nicht alles trügte, ihm doch nichts anderes sein durfte, als eine liebe Schwester.

An den Felsen wendete sich der Pfad plötzlich nach links. Stürmisches Entzücken wallte in dem Flüchtling bei dem Anblick auf, der sich ihm bot, und mit jähem Rude hielt er sein Roß an. Einer überirdischen Erscheinung gleich hob sich aus dem Dunkel eines breiten Felsentores Walburga von Rosensteins Gestalt neben ihrem milchweißen Zelter ab. In ihrem edelschönen Gesichte prägte sich angstvolle Erwartung, und hastig eilte sie dem jungen Ritter entgegen, der vom Rosse gesprungen war und die ihm entgegengestreckte Rechte der Jungfrau mit heißen Küssen bedeckte. Aber rasch entzog sie ihm ihre Hand und drängte ihn zu ihrem Rosse mit den in fliegender Hast hervorgestoßenen Worten:

„Fliehet, fliehet, Herr Ritter, so rasch als Euch meine Stute trägt! Ihr kennt den Weg! Dort wo der Tann beginnt, senkt sich der Pfad zum Tale!“

„Walburga, holdes Engelsbild, — Ihr schützt den Fremden gegen Eure eigenen Brüder?“ stammelte Heinz bebend.

„Ihr sollt der Nachbegierde der Wilden nicht zum Opfer fallen! Drum säumet keinen Augenblick! Die Friedegund versucht es, die Verfolger zurückzuhalten, doch wird es ihr für eine kurze Weile nur gelingen!“

„Ihr sorgt um mich, den fremden Mann?“ hob der junge Ritter nochmals an, indem er sich wieder der Hand der Jungfrau bemächtigte. „So würde Euch mein Tod zu Herzen gehen?“

„Tragt nicht — seht meine Angst und flieht! Vor Gram und Herzeleid würd' ich verzweifeln, wenn das Verhängnis Euch ereilte!“

„So bin ich Eurem Herzen teuer, Holde?“

„Dabt doch Erbarmen, edler Mann, und flieht! Hört Ihr nicht aus der Ferne das Geheul der Meute? Sie nahen, die Verfolger!“

Von seinen stürmischen Empfindungen übermannt, zog der junge Ritter die Jungfrau an seine Brust und küßte die nicht Widerstehende auf den Mund. Aber wie entsezt ließ er sie in dem nächsten Augenblick aus den Armen. An dem schneeweißen Halbe der Heißgeliebten hatte er ein kleines Muttermal gesehen — das Muttermal, das sein verlorenes Schwesterlein trug, von dem die alte Friedegund gesprochen hatte.

„Ich weiche nicht von himmen Walburga, bis ich eins weiß!“ stieß er leuchtend hervor. „Im Kloster unserer lieben Frau in Heubach habt Ihr die erste Kinderzeit verlebt?“

„Wie ich Euch schrieb!“ erwiderte die Jungfrau mit fliegendem Atem. „Fünf Monate war ich alt, als man den frommen Schwestern mich vertraute! Doch fragt nicht länger — auf zu Roß — auf Eurem Braunen leiht' ich die Verfolger irre!“

Und behend schwang sie sich auf des Ritters Pferd und trieb dasselbe mit Gerten schlägen zu raschem Laufe an. Fast war sie an dem Saum des nahen Tannenwaldes angelangt, als Heinz den Zelter der Jungfrau bestieg und in rasender Eile nachjagte. In wenigen Augenblicken war er an der Seite der Reiterin, die mit der Gerte nach einem halblinks durch den Tannenwald abwärts führenden Weg deutete und mit lauter Stimme rief:

„Dort reitet Ihr hinab — lebt wohl, auf Wiedersehen!“

Es war die höchste Zeit. Das Klaffen der verfolgenden Hunde klang bedrückend näher und immer näher; im Verlaufe von wenigen Minuten mußten sie die Fessengruppe des „finsternen Lochs“ erreicht haben.

Die qualvolle Erregung seines Inneren in diesem Augenblick der höchsten Gefahr mit starkem Willen niederzwingend, drängte Heinz von Horn sein Roß dicht an das der Jungfrau und rief ihr mit bebenden Lauten zu: „Leb' wohl du Einzige, auf Wiedersehen! Bei meinem ritterlichen Worte schwör ich dir: In kurzer Frist lehr' ich zu dir zurück und hole dich herab vom Rosenstein, um in der Mutter Arme dich zu führen!“

Dann lenkte er den Zelter nach links. Mit den Hufen kaum den Boden berührend, flog das edle Tier dahin und verschwand mit seinem Reiter in den nächsten Augenblicken an einer Wendung des Weges, während die Jungfrau auf dem über den Höhenlamm laufenden Pfad weiter jagte.

8. Wiedersehen.
Die Weißdornbüsche, welche in der Tannenschlucht, unweit der Köhlerhütte des alten Meinrad Schlicht, den sprudelnden Waldbach einrahmten, schimmerten in schneeiger Blütenpracht; an dem die steilen Hänge des Engtals bedeckenden, verworrenen Buschwerk zeigte sich neues, zartes Grün, und Schneeglöckchen, Anemonen und Erdbeersterne reckten ihre zarten Köpfchen aus dem feuchten Grunde hervor, neugierig nach dem goldenen Sonnenlicht lugend, das vom wolkenlosen Firmament auf die sich wieder verjüngende Erde herabstrahlte. Das schmelzende Flöten der Amsel aus dem Waldesgrunde einte sich mit dem schmetternden Schlag der Finken, dem fernen Ruf des Kuckucks und dem jubelnden Trillieren all der anderen Waldesfänger in Busch und Hag zu einem Danthymnus an den Lenz, des linder Odem nach harter Winternot alle schlummernden Triebe zu neuem Leben erweckte, und der hungernden Kreatur aus seinem uner schöp flichen Füllhorn erquidende Gaben spendete.

In voller Pracht war der Mai in das Land gezogen und hatte wie seit uralten Zeiten, Hain und Flur auf das herrlichste für die Menschentinder geschmückt, unbekümmert darum, daß diese anstatt sich mit dankbarem Herzen der Gaben des allgütigen Schöpfers in Frieden zu erfreuen, in blindem Hassen gegeneinander wüteten, und das ihnen verliehene Paradies mit ruchlosen Taten schändeten.

Ungehört waren die Gewalttaten, deren sich in den letzten Monaten die auf ihren festen Schlössern im Altbuch sitzenden Ritter, besonders die Brüder von Rosenstein, schuldig gemacht hatten. Den von König Rudolf von Habsburg gebotenen Landfrieden offen verhöhrend, plünderten und brandschaften sie jeden Wanderer, jeden Kaufmannszug, die sich in die Nähe ihrer Burgen wagten, wobei sie weder Habe noch das Leben der Bergewaltigen schonten. Als man aus Furcht ihre Gebiete mied, dehnten sie ihre Raubzüge weit in die umliegenden Lande aus, so daß, wie vor einem Jahrzehnt, in der kaiserlosen Zeit, in einem großen Teile des schönen Schwabenlandes Angst und Schrecken herrschten, die den friedlichen Bürger und Landmann nicht zu ruhigem Aufatmen kommen ließen.

Weinrad Schlicht und seine Enkelin empfanden von diesen Schrecken nichts. Ihre Armut und der Umstand, daß ihre Wohn-

stärkte abseits aller Verkehrswege lag, schützte sie vor jeder Vergewaltigung. Die Ritter von Rosenstein kümmerten sich nicht viel um sie. Mainrad entrichtete pünktlich die ihm auferlegten Gefälle und Zehnten in Gestalt von Kohlen, Pech, Arzneiwurzeln und dergleichen, stand zudem in dem Hause, daß er mit Waldgeistern, Kobolden und Schrättelein Umgang pflegte — da ließ man ihn in Ruhe, wollte man nicht Gefahr laufen, daß er mit Hilfe seiner Unholde irgendeinen bösen Schabernack gegen die Burg und ihre Bewohner verübte. In stiller Einsamkeit flossen die Tage des alten Köhlers und des schönen Trudeleins dahin. Noch zehrten sie an der Erinnerung an den ritterlichen Jüngling, der im vorigen Sommer in ihre Hütte eingelehrt war, um am anderen Tage nach Burg Rosenstein zu reiten. Und mit banger Sorge gedachten sie der wilden Burga, die sie seit jenem Tage mit keinem Auge mehr gesehen hatten. Von Knechten, die in den Wald zum Jagen kamen, hatten sie alles erfahren, was sich auf Burg Rosenstein zugetragen hatte. Sie wußten, daß Heinz von Horn den Ritter Kurt von Lauterburg im Zweikampf erschlagen hatte, daß die Rosensteiner mit ihren Genossen ihn gleich einem wilden Tiere heßen wollten, und daß die wilde Burga ihn gerettet hatte, indem sie die Verfolger auf falsche Fährte lenkte, so daß es dem Flüchtling gelungen war, zu entkommen. Und weiter hatten sie erfahren, daß die auf dem Pferde Heinz von Horns Fliehende nach einer wilden Jagd von den verfolgenden Rittern erreicht worden war und daß sich die ganze Wut der so listig Getäuschten gegen die Jungfrau gerichtet hatte. Eine nichtswürdige Verräterin hatte Jörg von Rosenstein die Schwester gescholten, und hatte sie mit dem Tode bedroht; nur dem Dazwischentreten der anderen Ritter, besonders des alten Sacho von Alsfingen, war es zu danken gewesen, daß es nicht zum Äußersten kam, aber keiner konnte und wollte verhindern, daß Walburga von ihren ergrimmtten Brüdern nach der Burg zurückgeschleppt und dort gleich einer Gefangenen behandelt wurde. Kein Ausritt wurde ihr mehr gestattet, denn die Brüder fürchteten, daß die zu allem Entschlossene die Flucht ergreifen und des Königs Schutz gegen sie anrufen würde. Ging doch seit einigen Monden die Kunde im Lande umher, daß König Rudolf sich rüste, um nach Schwaben zu ziehen und alle diejenigen, welche den von ihm gebotenen Landfrieden gebrochen hatten, auf das strengste zu züchtigen. Auch nach Burg Rosenstein war diese Kunde gedrungen und vermutete man dorten, daß der entflozene jahrende Säger, der sich Heinz von Fürstenberg genannt hatte, als Späher des Königs gekommen sei — Grund genug für die Brüder von Rosenstein, diejenigen, welche dem Ritter zur Flucht verholfen hatte, auf das strengste von allem Verkehr mit der Außenwelt abzuschließen. — Mainrad Schlicht hatte von allem dem durch die alte Friedegund Kunde erhalten, als er auf Befehl Haug von Rosensteins seine Vorräte von Pech auf die Burg lieferte, das offenbar als Verteidigungsmittel dienen sollte, wenn die Feste wirklich belagert würde. Die alte Friedegund hatte ihm auch anvertraut, daß ihre Herrin auf Flucht sinne und seine, des Köhlers Hilfe, dazu in Anspruch nehmen wolle. Das war vor zwei Monaten gewesen und Mainrad hatte Tag für Tag darauf gewartet, daß die wilde Burga als Flüchtige bei ihm eintreffe. Fest entschlossen war er, alles, was in seinen Kräften stand, anzubieten, um die Jungfrau jeder Verfolgung zu entziehen, zu welchem Zwecke er eine in der tiefsten Wildnis gelegene, nur ihm bekannte Felsenhöhle einigermaßen wohnlich eingerichtet und mit Lebensmitteln versehen hatte. Aber er wartete vergeblich.

Auf seinen Schürbaum gestützt, stand Mainrad Schlicht heute neben seinen qualmenden Meilern und sah in die ihn umgebende Frühlingspracht hinein. Seine Gedanken weilten wie so oft bei dem glücklichen der Gewalt der Rosensteiner entkommenen Heinz von Horn, den er als würdigen Sproß seines ehemaligen vielverehrten und tiefbetrauten Herrn, von Herzen lieb gewonnen hatte. Und sie schweiften zurück in die ferne Vergangenheit. Er sah sich wieder als Waffenknecht des edlen Ottokar von Horn, durchlebte nochmals die furchterlichen Stunden, als Burg Horn von dem wüsten Hans von Rosenstein erstickt wurde, die qualvolle Leidenszeit, die er in slavischem Frohndienst jahrelang auf Burg Rosenstein verbringen mußte. Der seit Jahren in seinem Innern genährte wilde Haß gegen das stolze Geschlecht, das aller Menschen Rechte mit Füßen trat, loderte wieder in ihm empor. Was hatte er nicht alles von dem grausamen Vater der jetzigen Herren von Rosenstein erduldet! Ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre war er gewesen, der sich unter der Herrschaft seines Gebieters, des edlen Herrn Ottokar von Horn wohl fühlte und sich an dem Glück seiner einzigen Tochter, die ihm sein früh verstorbenes Weib hinterlassen hatte, der lieblichen Hildrun, erfreute. Mit Herseß, dem jungen Wildmeister der Burg Horn, lebte Hildrun in glücklichster Ehe. War ein gar waderer, treuer Gefelle gewesen, der Herseß, von allen seines unverfälschten

Frohnmuts halber geliebt. Da brach mit der von dem wüsten Hans von Rosenstein aus nichtigen Vorwänden begonnenen Fehde das Verhängnis herein. Sein Eidam Herseß fiel heldenmütig an der Seite Herrn Ottokars bei Verteidigung der Burg — er selbst, Mainrad, wurde gefangen hinweggeschleppt und als seine Tochter, die Hildrun, in ihrer Verlassenheit mit ihrem Kindlein nach Burg Rosenstein kam, um Gnade für den Vater zu erbitten, da wurde sie mit wildem Hohnlächeln von dem wüsten Hans empfangen. „Scher dich zur Hölle mit deinem Balg — hier ist kein Platz für heulende Weiber!“ hatte ihr der Grausame zugeschrien und er, der Gefangene, hatte in ohnmächtiger Wut mit den Zähnen knirschend, ansehen müssen, wie sein geliebtes Kind mit Hunden zum Burgtore hinausgeschleppt wurde. Er hatte Hildrun im Leben nicht mehr gesehen. Von den Knechten der Burg vernahm er später, daß die Arme im Kloster unserer lieben Frau in Heubach Zuflucht gesucht hatte und dann in fremder Leute Dienst gegangen war. Und als nach jahrelanger Knechtschaft ihm endlich die Freiheit wieder winkte, weil schweres Siechtum ihn erfaßt hatte und Hans von Rosenstein keinen unnützen Brodesser auf der Burg dulden mochte, da fand er seine Hildrun nicht mehr am Leben. Der Gram um ihr verlorenes Glück hatte sie in ihren jungen Jahren dahingerafft. Ihr Kindlein, die kleine Edeltrut, hatte in dem Findelhause des Städtleins Aufnahme gefunden. So todestraurig es damals dem Unglücklichen zumute war und so sehr er sich nach dem Sterben sehnte — das Bewußtsein, daß sein Entkelkind lebte, hob seinen gebrochenen Lebensmut wieder. Dem Kinde zuliebe mußte er leben und mit übermenschlicher Willenskraft gelang es ihm, das Siechtum seines hilflosen Körpers zu überwinden. Erst wieder genesen, war es seine größte Sorge, für sich und die kleine Edeltrut Brot zu finden und was lag da näher, als daß er den ihm wohlvertrauten Beruf seines Vaters, den Beruf eines Köhlers, ergriff. Niemand wehrte ihm, als er sich in der einsamen Tannenschlucht seine Hütte baute und seine Meiler errichtete, und so hauste er hier schon seit fast zwei Jahrzehnten, zufrieden mit seinem Lose und glücklich in dem Bewußtsein, daß sein geliebtes Entkelkind an seiner Seite weilte.

Der alte Köhler schreckte plötzlich aus seinem Sinnen empor. Hatte er nicht das Wiehern eines Pferdes vernommen und klang es nicht wie Waffengeklirr von der Höhe herab? Eilig stieg der Alte den Pfad nach der Hütte empor und kam gerade recht, um zu sehen, wie ein Trupp gepanzerter Ritter sich langsam die steile Berglehne herabbewegte und sich der Köhlerhütte näherte. An der Spitze ritt auf milchweißem Rosse ein schlanker Jüngling, bei dessen Anblick es den alten Mainrad wie ein Blitz durchzudte.

„Herr Heinz von Horn!“ rief er außer sich vor Freude und eilte dem Kommenden entgegen, der behend vom Pferde sprang und den Alten zur Bewunderung seiner Begleiter herzlich umarmte. Ja, er war es selbst — Heinz von Horn, der jetzt unter dem lauten Jubel des alten Mannes von diesem nach dem Eingang der Hütte gezogen wurde, wo soeben, erschreckt von dem Lärm, das liebliche Trudelein mit angstvollem Gesichtsausdruck erschien. Als sie aber sah, wer gekommen war, da slog es wie Sonnenschein über ihre reizenden Züge und freudig errötend eilte sie dem jungen Ritter mit offenen Armen entgegen. Wie es gekommen war — sie wußten es beide selbst nicht. Der junge Ritter hielt die zarte Gestalt der Waldblume in den Armen und küßte sie herzlich auf den Mund, während seine Begleiter verwundert einander ansahen und ein alter Graubart unter ihnen dem neben ihm haltenden Genossen zuraunte: Zum Herzen und Küssen war' mir das rosige Ding, straf mich Gott, doch noch lieber wie der rußige Alte!“

(Fortsetzung folgt.)

Über den Wolfen.

Von Alb. G. Krueger.

(Nachdruck verboten.)

Schimmernd lag das Sonnengold auf der weiten Fläche des Donndorfer Flugplatzes. Gleich Milliarden funkelnder und sprühender Diamanten reflektierten die Eiskristalle auf der sauberen, weißen Schneefläche seine Strahlen. Und fast wolkenlos blaute darüber ein selten schöner, heiter und frohgemut stimmender Winterhimmel.

Obwohl die Luft schneidend kalt war und der Schnee bei jedem Schritt jenes charakteristische Knarren und Kreischen hören ließ, hatte sich dennoch eine fast unabhsehbare Menschenmenge zu dem heutigen Schauluge eingestellt und harrete jetzt neugierig und gespannt der Dinge, die da noch kommen sollten.

Zwei Luftpiloten waren bereits zu kurzen Flügen aufgestiegen, hatten aber in keiner Weise das Interesse der Mehrzahl der Anwesenden entfachen können. Derartigen, schon leidlich oft gesehenen Darbietungen begann bereits der Reiz der Neuheit zu fehlen. Fieberhaft aber erwartete man den vielversprechenden Aufstieg des berühmten Fliegers de la Peine zu seinem angefündigten



Strasse in Tirmuiden, das nach heißen Kämpfen von den deutschen Truppen erobert wurde. Phot. Benninghoven.

Dreistundenfluge. Und was die Erwartung zur Leidenschaft steigerte, war die wie ein Lauffeuer bekannt gewordene Tatsache, daß sich zu diesem immerhin kritischen Fluge eine Dame als Passagier angemeldet hatte, eine Dame, die niemand kannte, niemand noch zu Gesicht bekommen hatte.

Um die sich mehr und mehr fühlbar machende Kälte zu vermindern, wogte das Publikum in Gruppen über den knirschenden Schnee auf und nieder, stampfte ab und zu an den Boden mit den Füßen und verhandelte dabei eifrig die Frage, wer jene geheimnisvolle Dame etwa sein könne, von wannen sie käme und wie ihr Nam' und Art eingeschätzt werden müsse. Ihre fabelhafte Kühnheit und Kaltblütigkeit, sich dem als rücksichts-



Der Fünf-Uhr-See vor dem „Hotel Kronprinz“, einem bombensicheren Unterstand in der Gegend von Reims.

anerkannt, die Gefahr des Fluges bei dieser schneidenden Kälte in Erwägung gezogen. Und leise, ganz leise, schemenhaft irrte die Frage durch alle Gespräche, ob diese Dame nicht doch vielleicht in irgendeiner Beziehung zu dem berühmten Flieger stehen könne.

Das eifrige Lachen und Schwätzen des Publikums erfuhr plötzlich eine jähe Unterbrechung. Männiglich blieb an seinem Plaze halten und redte eifrig den Hals. Ein langgezogenes Hupensignal ertönte. An dem Obelisten, der die Nummern der einzelnen Flüge zeigte, erschien eine Drei. Das war laut Programm de la Peine. Gleichzeitig öffneten sich auch die Torflügel der Garage und sein Torpedo-Eindeder wurde feierlichst herausgeschoben.

Sofort eilten vier Mechaniker aus der nahen Werkstatt herbei und begannen das Flugzeug in allen seinen Teilen einer peinlich genauen Besichtigung zu unterziehen. Während sie diesen Teil drehten, jenen hin- und herbewegten, hier eine Schraube fester anzogen, dort ein Gewinde öften, stieg die Ungeduld des Publikums aufs höchste.

Zimmer intensiver wurde das Schlottern der Unterhaltung, verstärkte sich von Minute zu Minute, bis es endlich wie das Donnern und Brausen einer fernen Brandung zu dem Zelt herüberdröhnte, aus dem eben de la Peine in seinem eleganten Wintersportkostüm getreten war.

Einen kurzen, gleichgültigen Blick warf er im Kreise umher, lächelte dabei leise, fast spöttisch, und begab sich dann eiligen Schritts zu seiner Maschine, die er nach einigen schnellen Fragen an die Monteure nun seinerseits eingehendst untersuchte.

Mit einem fast hörbaren Ruck schwieg plötzlich das Publikum. Eine eigenartige Stille breitete sich über das weite Feld, nur hie und da unterbrochen durch das heifere Geschrei einer Krähe, das kurze, leidenschaftliche Schachen einer geschreckten Elster. Tausende Köpfe wandten sich dem Zelt des Flugtäufers zu. Tausende Hälse reckten sich. Und tausend Feldstecher oder Fernrohre fuhren bliz-



Was die Russen „verfohlen“ dürfen: Gefangene Russen als Regimentsküster im deutschen Gefangenenlager.

schnell an die Augen. In andächtigem, atemlosen Schweigen sahen

die Zuschauer eine hochgewachsene, schlanke und doch volle Dame aus dem Zelt treten und sich langsam de la Peine nähern. Das todblaße Gesicht, in dem zwei dunkle Augen dämonisch flammten, kontrastierte seltsam mit dem kohlschwarzen Anzug, den sie für diese Fahrt anzulegen für gut befunden hatte. Ein kurzer Rock fiel über ein Paar Pumphosen, die in lederen, bis an die Knie reichenden Gamaschen steckten. Oberkörper und Kopf verhüllte ein Lederjackett mit daran befestigter Kapuze, alles fest verknöpft. Die Hände steckten in lederen, pelzgefütterten Stulphandschuhen.

Sobald die Dame die Flugmaschine erreicht hatte, war dort die Besichtigung beendet. Zwei der Monteure halfen ihr eifrig in den Sitz. De la Peine selber ordnete diesen wie ihre Kleidung sehr eingehend, eilte dann auf die andere Seite, schwang sich neben sie und padte Steuerung und Hebel.



Die Not in Frankreich: Verschenken von Kohlen an Frauen und Kinder, die jeden durchfahrenden Zug umlagern und um Feuerungsmaterial bitten. Phot. A. Grohs.

der Pilot nun einen schrillen Befehl ausstieß.
Die Monteuze sprangen beiseite. In kurzen, puffenden Stößen begann der Motor seine Arbeit. Langsam erst, dann schneller und schneller drehte sich der Propeller. Das Fahrzeug ruckte kurz an und ließ einige Sekunden am Boden auf seinen Rädern.

Und nun ein kurzer Griff an den Hebel, dem ein markerschütterndes Heulen und Säusen folgte. Wie ein Pfeil schoß das Flugzeug vorwärts, hob sich gleich darauf majestätisch in die Luft und schwebte, einem riesigen Adler vergleichbar, ruhig und sicher in weiten Kreisen höher und höher.

Alle bewaffneten und unbewaffneten Augen folgten der kleiner und kleiner werdenden Maschine, deren Geräusch bald nur noch einem schwachen Surren glich und endlich ganz verstummte. In wenigen Minuten nur verschwamm auch der am Horizont noch sichtbare kleine Punkt mit dem Äther.

Der größere Teil des Publikums wartete die Darbietungen des vierten und fünften Fliegers nicht erst ab, sondern hastete in die Trinkzelle, um sich durch heiße Getränke möglichst viel Wärme zuzuführen.

Drei Stunden waren eine lange Zeit. Programmäßig hatte de la Peine in direktem Fluge Nordtal, die nächste Stadt, aufzusuchen, dort den Kirchturm zu umfliegen, dann zurückzukehren und während des noch verbleibenden Restes der vorgeschriebenen Zeit allerlei Wendungen über dem Flugplatz auszuführen. Nordtal aber war eine ganze Strecke entfernt; vor zwei Stunden konnte der Flieger nicht zurück sein; also hatte man ja reichlich Zeit.

Nur diejenigen Zuschauer, denen die Flugvorführungen ganz oder teilweise etwas Neues brachten, harrten unentwegt — Kälte oder nicht — draußen aus.

In eleganten, schneidig durchgeführten Kreisen hatte inzwischen de la Peine rasch genug die vorgeschriebene Höhe von zweitausend Metern erreicht. Sobald er sich nun über die nach Nordtal einzuschlagende Richtung klar geworden war, stellte er den Motor auf die größtmögliche Geschwindigkeit. Und in rasender Fahrt trieb die außerordentlich starke Maschine das Flugzeug vorwärts. Aber mit einigem Bestreben bemerkte der erfahrene Flieger auch sofort

die unangenehme Kälte, die sich nun bemerkbar machte. Schon hatte er starken Winddruck gegen sich, der die Kälte augenscheinlich vermehrte, und die Rückfahrt von Nordtal mußte sich günstiger gestalten. Aber doch glitten seine Augen wieder und wieder aus der Fahrtrichtung besorgt über den Motor, als ob er ihn auf seinen Kältewiderstand prüfen wolle.



Auf einer Landstraße in russisch-Polen.

Und die Sorge wuchs, je länger die Fahrt dauerte. Ja, de la Peine konnte sich eines plötzlich aufsteigenden unbehaglichen Gefühles nicht erwehren. Wie die Ahnung von etwas Drohendem, Unheimlichem lag es auf ihm, machte ihn unfrei.

Fern am Horizont tauchte jetzt die Spitze eines Kirchturmes auf, die sich rapide vergrößerte, zusehends aus der Erde herauswuchs und förmlich heranzustiegen schien. — Scharf spähte der

Pilot voraus, dann nicht er befriedigt. — Es war Nordtal. — Bald hob sich auch das Häusergewirr der Stadt aus dem Dunst des Horizonts, erhielt scharfe Konturen, wurde deutlicher und lebhafter. Eine Flagge erschien in einer Lücke des Turmes, die lebhaft hin und hergeschwenkt wurde. Man hatte das Flugzeug bemerkt. Und dann pufften kurz hintereinander dreimal kleine, weißgraue Dampfballen dort unten auf. Kanonenschläge, die man löste, hier oben natürlich nicht hörbar.

Kurz drückte de la Peine jetzt einen Hebel nieder. In einem mächtigen Bogen sauste das Fahrzeug nach rechts, beschrieb — jetzt bereits über der Stadt — eine elegante Kurve und — der umflogene Kirchturm lag hinter der Maschine. Die Rückfahrt begann.

Unwillkürlich seufzte der Luftpilot auf. Aber dann zuckte er plötzlich nervös zusammen: In dem Motor ließ sich ein eigenes Rucken wahrnehmen. Scharf forschend huschten sekundenlang seine Augen über alle Teile desselben. Ein Defekt war indessen nicht festzustellen, auch hörte das Rucken bald wieder auf. Verunruhigt glitt sein Blick daher wieder in die Fahrtrichtung.

Während dieser ganzen Zeit hatte Peine keine Zeit gehabt, sich irgendwie um seine Begleiterin zu kümmern. Jetzt zum ersten Male blickte er scharf prüfend zu ihr hinüber. Aber unwillkürlich fuhr er zurück vor dem dämonischen Leuchten, das ihm aus ihren Augen entgegenloderte.

In dem geöffneten, verzerrten Munde der Dame blühten die Zähne, als habe sie eben ein gellendes Gelächter ausgestoßen, das bei dem ohrenbetäubenden Geheul des Propellers allerdings nie gehört werden konnte.

Die Augen stier und durchbohrend auf den Lenker des Flugzeuges gerichtet, riß sie plötzlich die Handschuhe von den Händen, knöpfte ihre Jacke auf und zog eine Photographie heraus, die sie ihm dicht vor das Gesicht hielt.

De la Peine schreckte entsetzt zusammen, während es ihm eiskalt über den Rücken glitt. Starr blickte er das Bild an. Blißartig kam ihm das Verständnis. Jetzt wußte er auch, warum ihm das Gesicht seiner Begleiterin so merkwürdig bekannt vorgekommen war. Aber zum Nachdenken kam er nicht. Durch die heftigen Bewegungen und den Sitzwechsel war die Flugmaschine aus dem Gleichgewicht und ins Schwanken geraten. Hastig, mit blißschnellen Griffen stellte er zunächst jenes wieder her. Dann orientierte er sich durch schnelle Umlände.

Der Flugplatz war erreicht. Schon mußte er die vorgeschriebenen Schleifen beginnen. Fast mechanisch stellte er die Steuer ein. Ein Blick nach unten zeigte ihm die gewaltige Zuschauermenge, die ihn beobachtete. Ihm schwirte der Kopf. Ein eigenes Brennen im Halse ließ ihn sich mehrmals räuspern. Und das Gefühl einer drohenden, nahen Gefahr packte ihn erneut mit zwingender Gewalt.

Die Maschine glitt seitwärts aus dem Kurs und setzte, dem Steuer gehorchend, zu der großen Acht an. In einem gewaltigen Bogen umschwebte sie den Flugplatz. Und während Peine nervös an den Hebeln zerrte, zog plötzlich in gedankenschnell einander ablösenden Szenen und Bildern ein dunkler, mühsam zu vergeßener gesuchter Abschnitt seines vergangenen Lebens an seinem geistigen Auge vorüber.

Wieder sah er sich als Lieblingsjünger des großen Gramont in Reims, wie einst. Er, dem von seinem Meister eine glänzende, erfolgreiche Zukunft prophezeit wurde, hatte sich gewöhnt, stets etwas erhoben auf seine Rüstschüler herabzublicken. Und nur ein einziger erschien ihm beachtenswert, Clement de Beer, ein stiller, sinniger und sonniger Mensch, der im Laufe der Zeit sein intimster Freund, endlich sogar sein Logisgenosse wurde.

Aber, als dann dieser de Beer gelegentlich eines gefährlichen Fluges so seltene Fähigkeiten entwickelte, daß der Meister ihn seitdem mindestens seinem Liebling Peine gleichwertig erachtete, erwachte in diesem — von glühendstem Ehrgeiz besessen, wie er einmal war — eine rasende Eifersucht. Die vordem so innige Freundschaft erkaltete mehr und mehr. Und als dann de Beer immer bedeutender wurde, den sich längst in seinem Ruhme sonnenden Peine zu überflügeln drohte, brach in dessen Herzen der Haß aus. Ein Haß, der in kurzer Zeit zum Riesen heranwuchs und dem eifersüchtigen Piloten immer zwingender den wahnsinnigen Wunsch in die Seele preßte, den Gegner zu vernichten, — vernichten um jeden Preis.

Und dann kam jener unselige Abend, der de la Peine für ewige Zeiten die Ruhe, den Frieden der Seele rauben sollte.

In einem Nachtcafé war's. Beide hatten reichlich getrunken. Der sonst so stille de Beer erschien an diesem Abend reichlich nervös, aufgeregter, und schraubte den ehemaligen Freund durch allerlei Anspielungen und Redensarten.

Da troch leise, langsam, immer deutlicher und zwingender ein teuflischer Gedanke an Peines Seele, warf alle guten Regungen über den Haufen und beherrschte ihn schließlich ganz und gar.

Er brach einen Streit vom Zaun, spielte den Beleidigten, forderte am anderen Tage den Freund und schoß ihn in dem dann folgenden Duell kaltblütig nieder.

Gleich nach der Tat empfand er gar keine Reue, im Gegenteil, so etwas wie Befriedigung. Der Nebenbuhler war beseitigt, die glänzende Bahn des Ruhmes für ihn frei.

Aber dann . . . Da! Tauchte nicht plötzlich aus dem Alledunst dicht vor ihm das bleiche Antlitz de Beers mit dem kleinen, blutigen Loch in der Stirn? Startten ihn nicht ein paar weit aufgerissene, entsetzte Augen hilflos an, wie einst . . .

De la Peine schauderte. Ein Blick des Verständnisses beleuchtete plötzlich sein zuckendes Hirn:

Die Dame neben ihm trug die Züge de Beers. Dessen einzige Schweser war's, von der dieser stets mit so unsäglichlicher Liebe gesprochen . . . Aber, was wollte sie?

Nur weniger Sekunden hatte es bedurft, um de la Peine diesen dunkelsten Punkt seines Lebens noch einmal vor die Seele treten zu lassen. Finstere Schatten lagerten auf seinem Gesicht. In düsterem Feuer glommen seine Augen.

Langsam, fast mechanisch, hatte er das Steuer für die zweite Kurve der Acht eingestellt. Er bemerkte nicht, daß die Maschine nun den eleganten Bogen beschrieb. Er sah auch nicht die schweren, dunklen Wolken, die plötzlich unter dem Flugzeug dahinzogen, den Ausblick auf die Erde unmöglich machten. Eine unsagbare Leere und Ede gähnte in seiner Seele, ließ ihm alles entsetzlich gleichgültig erscheinen.

Dann fuhr er plötzlich zusammen. Jenes fatale Knistern, Knaden und Rucken des Motors machte sich wieder, aber diesmal in verstärktem Maße bemerkbar. Blißschnell glitten seine Augen über alle Teile des Triebwerkes. Schon sah er den Hebel, um die Geschwindigkeit zu verringern. Da setzte der Motor mit einem gewaltigen Krach aus. Das Triebwerk arbeitete nicht mehr. Durch den Rud brach ein Propellerflügel und sauste nieder.

Gewaltig riß sich de la Peine zusammen. Jetzt galt es im Gleitfluge zur Erde zu gehen. Aber wo war die? Unsichtbare Wolken, soweit das Auge reichte, keine Berechnung möglich.

Auf gut Glück also — sei es!

Natlos zerrte der seine Überlegung mehr und mehr verlierende Flieger an dem Steuer. Sein Herz schlug bis an den Hals. Seine Stirn bedeckte Schweiß. — Da prallte er jäh empor. Ein wahnsinniger, tierischer Schrei dröhnte an seine Ohren:

„Rache für Clement!“ gellte es dicht an seinem Gesicht. Gleichzeitig preßten sich wie Geierkrallen zwei Hände um seinen Hals, fester und fester, als wollten sie ihn, der vor Grauen und Entsetzen starr geworden war, die Seele aus dem Leibe quetschen.

Durch die heftigen Bewegungen geriet das Flugzeug aus dem Gleichgewicht, schleuderte und schwankte ganz entsetzlich, ja drohte jeden Augenblick sich zu überschlagen.

Und fester preßten die Hände de la Peines Hals. So viel Besinnung besaß er noch, um das Steuer für den Gleitflug herumzureißen. Und während vor seinen Augen rote, grüne, gelbe leuchtende Kugeln zu tanzen begannen, schoß der Apparat fast senkrecht in tausender Fahrt zur Erde.

Der letzte winzige Rest von Besinnung ließ den Piloten noch den unvermeidlichen Todessturz bei dieser Richtung des Flugzeuges blißartig erkennen. Seine Hände tasteten nach den Hebeln — griffen in die Luft — dann wurde es Nacht . . .

Eine draußen sich bemerkbar machende, schnell steigende Unruhe belehrte das in den Erfrischungshallen befindliche Publikum, daß de la Peine zurückkehrte. Man ließ alles stehen und liegen und eilte hinaus.

In der Tat, er war es. In rasender Fahrt sauste sein Eindicker heran, beschrieb einen gewaltigen Bogen um den Flugplatz und setzte dann zu den vorgeschriebenen Schleifen an.

In atemloser Spannung verfolgten die Zuschauer den kühnen Flug. Enttäuscht senkten sich die Köpfe, als nun die im Westen langsam aufgestiegene Wolkenwand sich zwischen Erde und Flugzeug wälzte und letzteres verdeckte. Aber man harrete doch aus. Die Wolken mußten sich ja bald verziehen. Hinten am Horizont wurde es schon hell. — Ein allgemeines Stutzen nun, lautlose Stille. Aus der Luft wirbelte ein Gegenstand nieder und sauste mit schmetterndem Schlag auf den Erdboden.

Gleich darauf ein gellender, tausendstimmiger Aufschrei: Fast senkrecht schoß aus den Wolken de la Peines Eindicker nieder auf die Erde. — Tausende von Menschen hielten in lautlosem Entsetzen den Atem an. Tausende von Pulsen flatterten. Denn schon hatte die Maschine beinahe den Boden erreicht.

Da! Ein erneuter gellender Schrei. Unvermutet ging das Flugzeug plötzlich dicht an der Erde in den Horizontalsflug über und berührte diese endlich gleitend. Immerhin war der Schlag noch so gewaltig, daß die Anlaufträger zerschmetterten und beide Flieger aus der Maschine geschleudert wurden.

Minutenlang herrschte Totenstille auf dem Flugplatz. Aber dann brach ein Heulen und Toben aus, als seien alle Dämonen der Hölle los und ledig geworden.

Vertrümmert sanken die Schranken nieder. Und darüber stürmten die Zuschauer in hellen Haufen nach der Landungsstelle. Selber wollte man sehen, hören.

Che die Menschen aber noch an ihn gelangen konnten, hatte sich de la Peine schwanfend erhoben. Wirt blühte er sekundenlang umher und zuckte endlich zusammen, als sein Blick die anscheinend ohnmächtige Begleiterin traf. Hastig zog er eine Signalfleise aus der Tasche, der er zwei gellende Töne entlockte. Sofort flog ein Auto heran und hielt bei dem Flugzeug.

De la Peine hob die ohnmächtige Dame auf und in das Auto, kletterte selber nach, und in schnellstem Tempo sauste dieses davon.

Am nächsten Tage nahm der Monteur des berühmten Fliegers den Eindecker in Empfang, verpackte ihn und sandte ihn zur Bahn.

De la Peine und die Dame hatten Donndorf schon am Abend vorher verlassen.

Jahre sind vergangen. Auf einem kleinen Felsplateau, tief im Schwarzwald, fernab der begangenen Straße, liegt eine reizende, kleine Villa, eingebettet in Grün, wie eine Perle im Golde. Die wohlthuende Stille des Waldes, ein tiefer Friede hüllen das kleine Besitztum des ehemals so viel bewunderten, wohl auch viel beneideten Fliegers de la Peine in eine felsam anmutende Märchenstimmung. Und gedämpft klingt das Rauschen und Brausen der Gutach hinein, die unweit der kleinen Siedelung in tolen, munteren Sprüngen über Stein und Geröll zu Tal hastet.

In diesem traulichen Heim, fernab von dem Getriebe der Menschen, ihren Leidenschaften, ihrem Haß, gedenkt de la Peine den Rest seines Lebens zu verbringen. Seit jenem verhängnisvollen Fluge in Donndorf, bei dem er nur um Haaresbreite an der düsteren Pforte des Todes vorbeizuschlüpfen vermochte, ist er nicht wieder aufgestiegen. Nicht aus Furcht vor der Gefahr, — die kennt er nicht. Aber ein gewisses seltsames Bangen vor seinem unersättlichen Ehrgeiz, den er niederhalten will, niederhalten um jeden Preis, läßt ihn der Flugmaschine fernbleiben. Anstatt selbst zu fliegen, beschäftigt er sich nun sehr erfolgreich mit der Konstruktion von allerlei Flugzeugverbesserungen. Und es ist ihm gelungen, vieles Gute bereits zu erfinden, das von den Fabriken gern aufgenommen und angewandt wird.

Seine neue Beschäftigung gewährt ihm volle Befriedigung. In rastlosem Sinnen und erspriesslicher Tätigkeit vergeht die Zeit. Und das Rauschen und Brausen der Gutach wie die Ruhe der Natur ringsum beruhigen das Drängen und Gären seiner Seele, gewähren ihm den früher so lange entbehrten Frieden.

Nicht immer freilich. Düstere Stunden kommen manchmal, wo die Bilder der Vergangenheit auf leisen Sohlen an ihn heranschleichen. Stunden, wo das Bewußtsein einer Schuld mit energischem Andrängen an die mühsam verschlossene Tür der Seele pocht. Stunden, wo die Reue mit scharfer Sonde in einer immer wieder aufbrechenden Wunde wühlt, Stunden . . .

Leise, wie das Wehen eines die Knospen zum Erblühen küßenden Frühlingswindes, faust wie das Streifen eines Engelsflügels, legt sich dann aber eine milde Frauenhand auf seine brennende Stirn. Auf festen, energischen Füßen steht sein treues Weib neben ihm, hält und stützt seine schwankende Seele: Lona de Beer, die Schwester seines toten Jugendfreundes, die ihn haßte, ihm dereinst nach dem Leben trachtete.

Und die Niesen des Waldes, deren schwanke, rauschende Wipfel den Frieden ihres traulichen Heimes beschirmen, erzählen in dämmernden Stunden von dem geheimnisvollen Walten des Schicksals, das, unerforschlich dem Menschengesicht, die Herzen der Menschen meistert wie weiches Wachs.

Anbau des Rhabarbers und seine Verwendung im Haushalt.

Seinen doppelten Zweck erfüllt der Rhabarber. Erstens nimmt er als Stauden- und Zierpflanze hervorragenden Anteil bei der Verschönerung des Gartens, und zweitens bieten uns seine Stengel ein köstliches Gemüse zu einer Zeit, wo die Hausmutter um solches oft in Verlegenheit ist. An den Boden stellt der Rhabarber keine allzu großen Anforderungen, doch liebt er sonnige Lagen, und was den Dünger anbelangt, so kann man des Guten nie zuviel tun. Die beste Pflanzzeit ist der Herbst. Vor dem Pflanzen wird das Pflanzloch etwa $\frac{1}{2}$ m tief und $\frac{1}{2}$ m im Quadrat ausgehoben. In diese Grube kommt gut verrotteter Dünger und Komposterde. Hier hinein setzt man die von älteren Pflanzen entnommenen Wurzelstöcke. Die Erde wird alsdann festgetreten und begossen. Wenn die Wurzeln in unseren Breite-

graden auch ohne jeden Schutz gut überwintern können, so wird es doch vorteilhaft sein, wenn wir vor Beginn des Winters die Stauden mit kurzem Pferdebünger bedecken. Hierdurch wird erreicht, daß gleichzeitig die düngenden Stoffe mit der Feuchtigkeit des Winters in den Boden an die Pflanzenwurzeln gelangen. Auch habe ich die Erfahrung gemacht, daß solche während des Winters geschützte Rhabarberstauden im Frühjahr zeitiger und kräftiger austreiben. Kräftige Stauden liefern uns schon Ende April die ersten Stengel. Beim Abernten ist jedoch Vorsicht geboten. Einjährige Pflanzen sollte man noch nicht entblättern, damit dieselben sich erst kräftig entwickeln können. Auch bei älteren Stauden darf man keinen Raubbau treiben; nicht mehr als ein Drittel der Blätter sollte man dem Stode nehmen, da sonst im nächsten Jahre die Ergiebigkeit bedeutend nachlassen würde. Die Stengel werden nicht abgeschnitten, sondern abgedreht, so daß der ganze Stiel bis auf den Boden entfernt wird. Stehengebliebene Stengelreste würden gern in Fäulnis übergehen und diese leicht auf die ganze Pflanze übertragen.

Gar mannigfaltig ist die Verwendung des Rhabarbers im Haushalt. Besonders wenn im Frühjahr der Wintervorrat an Äpfeln stark zusammengeschmolzen ist und man die wenigen noch übrig gebliebenen nicht gern zu Apfelmus verwenden will, dann bietet der Rhabarber vollwertigen Ersatz, der sowohl für Kinder wie für Erwachsene leichtbekömmlich und verdaulich ist. Allerdings darf man mit dem Zucker nicht sparen; auch der Rhabarberludchen ist im Haushalt ein beliebter und stets gern gegessener Leckerbissen. Gar mancherlei ist es noch, zu dem geschickte Frauenhände den Rhabarber verwenden können. Alles hier aufzählen zu wollen, würde zu weit führen. Jedenfalls ist das Verwendungsgebiet des Rhabarbers noch nicht erschöpft, und weitere Verwendungsmöglichkeiten werden uns ihn immer unentbehrlicher machen.

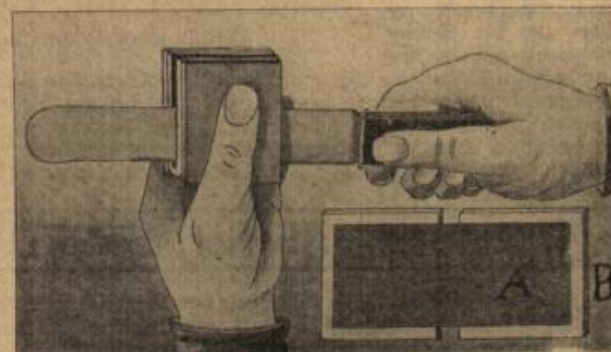
G. Fuchs.

Fürs Haus

Messerpußer und Gabelreiniger.

Das Reinigen der gebrauchten Messer und Gabeln gehört zu denjenigen Küchenarbeiten, die weder von der selbsttätigen Hausfrau noch vom Personal gern vorgenommen werden, da sie Zeit und Mühe kosten.

Wo eine Putzmaschine vorhanden ist, vereinfacht sich die Sache freilich sehr, andernfalls muß man sich die praktischste und am meisten fördernde Methode



herausfinden. Unsere Abbildungen veranschaulichen zwei kleine, selbstgemachte Apparate, die gut und gründlich arbeiten und daher zur Nachahmung empfohlen werden können. Zum Messerputzen gehören zwei gleich große, ca. 10 cm im Quadrat messende, 1 cm starke Holzbrettchen, deren Innenseite man mit einem Streifen aus starkem Leder, Filz oder Fries so beklebt, wie Figur A zeigt. Dadurch bildet die Einlage eine Art Rücken, wie beim Buch, und man kann die beiden Brettchen auch wie ein solches zusammenklappen. Beim Gebrauch schüttet man etwas Schmirgelpulver auf die Einlagestreifen und zieht das Messer zwischen den beiden Holzbrettchen schnell und kräftig ein paarmal hin und her. Hat der Stahl schwer tigliare Flecke bekommen, so befeuchtet man das Messer vor dem Putzen mit Spiritus oder Wasser; man wird dann sehr schnell ein blühblankes Messer erhalten. — Dort, wo noch Stahlgabeln im Gebrauch sind, kann der einfache Putzer aus Bindfaden gute Dienste tun. Hierfür biegt man starken, verzinnenden Eisendraht zu der auf der Abbildung veranschaulichten rahmenartigen Form zusammen, deren Enden man in einen ausgebeugten oder neu erstandenen Holzgriff mit eisernen Einschlüssen und mittels Leim oder Fischleim noch extra befestigt. Dann überspannt man den Rahmen straff mit dünnem Bindfaden, dessen Enden man gut verknötet. Die Fäden nehmen alle Unreinigkeiten zwischen den Gabelzinken schnell und gründlich fort. Man kann



auch einen kleinen Holzrahmen in gleicher Weise benutzen, muß dann aber Löcher zum Durchziehen der Schnur vorbohren und einen anderen Griff wählen, der sich an dem Rahmen festschrauben läßt.

Erluchtung.

Da bog mein Haupt in Demut sich,
Daß sich so leicht nicht beugt;
Ja ward mein Aug', das selten weint,
In heißem Danke feucht,
Als hell in meines Lebens Nacht
Der Muse Leuchte fiel,
Die mir den Weg zur Sonne zeigt,
Den Weg zum hohen Ziel.

Wahr ist er steil und dornenreich,
Doch schreie' ich ihn voll Mut;
Und ob er auch gezeichnet ist
Mit meines Herzens Blut —
Bei jedem roten Tropfen schwillt
Der helle Siegeschrei
Empor, empor, der Sonne zu:
„Am Ziele werd' ich frei!“

Johanna Wels Kirch.

Unsere Bilder

Eine österreichisch-ungarische Korpstelephon-Station. Die Fernsprechabteilungen stellen diejenigen bisher noch nicht kriegserprobte Einrichtungen dar, die unsere Erwartungen am meisten

überbieten hat. Nicht nur alle Kommandostellen werden telephonisch unter einander verbunden, sondern auch die vordersten Schützengräben mit dem Aufstellungs-ort der Reserve und diese wieder mit ihren vorgeordneten Dienststellen.

Eine Straße einer Kolonie der Erdwohnungen im Argonnenwald. Im Argonnenwald wird seit mehreren Monaten hartnäckig gekämpft. Da die Truppen an den einzelnen Laufgräben und Stellungen längere Zeit stehen bleiben, so haben sich dieselben ihre Quartiere mit selbsthergebrachtem Geist so behaglich wie möglich ausgestattet. Wir sehen hier ganz wohnlich aussehende Wachhütten aus Stroh und Zweigen gebildet und die Verbindungswege zwischen den einzelnen Erdhöhlen, wo die deutschen Truppen bomben- und schrapnell-sicher wohnen und schlafen, wurden ganz wie bei uns die Gartenwege gesäubert, geegnet und mit Zweigen als Bäume begrenzt. So ein Lager der deutschen Truppen sieht nach einigen Tagen sehr wohnlich aus, so daß man glaubt, die Truppen hätten wochenlang hier gewohnt.



Strasse einer Kolonie der Erdwohnungen im Argonnenwald. (Mit Text.)

Allerlei

Das kleinere Übel. „Sie müssen doch eine Menge Sorgen damit haben, Ihre Frau so auf der Höhe der Mode zu erhalten.“ — „D ja, aber nichts gegen die Sorgen, die ich hätte, wenn ich es nicht täte.“

Überboten. „Unsere Köchin ist sehr ängstlich mit Dieben; den ganzen Tag guckt sie nach der Korridortür.“ — „Das ist gar nichts. Unsere Köchin hat sogar immer einen Polizisten in der Küche.“

Wuchererankbote. Ein Geschäftsmann in N. ließ einem jungen Manne von guter Familie 400 Taler zu 50 Prozent auf ein Jahr, wobei er die Zinsen sogleich abgab, so daß jenes Opfer des Wucherers nur 200 Taler ausgezahlt erhielt. Kaum konnte der Biedermann die Heimkehr seiner Frau erwarten, um ihr diesen glücklichen Raubstreich erzählen zu können; aber als sie davon in Kenntnis gesetzt war, rief sie verachtungsvoll aus: „Du hast 400 Taler auf ein Jahr geliehen und nur 200 Taler ausgezahlt; du Dummkopf, hättest du es auf zwei Jahre geliehen, dann brauchtest du gar nichts herzugeben.“

Merkwürdige Mahlzeiten. Einer Studie über schwelgerische Mahlzeiten des Mittelalters und der Neuzeit entnehmen wir folgende interessante Einzelheiten: Im Jahre 1386 vermählte sich Herzog Lionel von Clarence mit der Prinzessin Yolande von Mailand. Auf der Hochzeitstafel erschienen noch nie gesehene Überraschungen. So wurden zum Beispiel unter den Gerichten vergoldete Spanferkel mit feuerbeieindem Maule dargeboten. Bei einem Gastmahl, das Erzbischof Albrecht von Bremen († 1395) vielen geistlichen und weltlichen Herren in Hamburg gab, kamen goldene Häuser, Türme und Berge auf die Tafel; in ihnen befanden sich Pfauen, Schwäne, Hühner und anderes Geflügel, ungerupft gekocht und gebraten und doch äußerst schmackhaft. Wahrlich ein Triumph der Kochkunst! Noch Wunderbarer wurde bei einem Schmaus in Lille (1433) geleistet. Statt der Suppenbüffel erschien eine Kirche mit Glöckengeläute, vier Vorjänger und Chorknaben, dann eine Niesenpastete mit 28 lebenden Personen im Innern, welche Dufelsad spielten. Daneben stand ein Schloß, in dessen Gräben Orangenwasser floss. — Sir Edward Russell, der Admiral der englischen Mittelmeerflotte Wilhelm III., veranstaltete am 25. Oktober 1694 (wo, ist nicht näher bekannt) ein großartiges Bankett. Die Bowle war ein gewaltiges Marmorbecken. Zu dem Getränk hatte man drei große Fässer Brantwein, acht Fässer Wasser, 25 000 Zitronen, achtzig Kannen

Zitronensaft, dreizehn Zentner Zucker, fünf Pfund Muskatnüsse, eine Kanne Malaga und 300 Biskuits gebraucht. Auf dem Bankett schwamm ein kleiner Kahn mit einem schön gepuderten Schiffsjungen herum, welcher den Gästen, den 6000 Mann der Flotte, das „Göttergetränk“ kredenzte. R. St.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im Februar. Im Monat Februar kann die Hausfrau den häuslichen Tisch mit Fischgerichten in reichem Maße versorgen. Von den Seefischen ist der Steinbutt am begehrtesten. Der Fisch muß sorgsam zubereitet werden. Die Flossen werden nur zierlich zugestutzt, also nicht ausgeschnitten, denn sie sind an der angewachsenen Stelle sehr wohlschmeckend. Die Anrichtung geschieht in folgender Weise: Das Tier wird mit der weißen Seite nach oben gelegt, mit krauser Petersilie und Zitronenscheiben garniert und mit zerlassener Butter oder holländischer Sauce serviert. Auch der Lachs ist sehr beliebt. Und die Teichwirtschaft liefert Hechte und Forellen.

Unter dem Wildbret nimmt jetzt das Renntier die erste Stelle ein. Da dieses ein festes, zartes Fleisch liefert, ist es in seinen Häusern sehr beliebt. Der bürgerliche Tisch wird jetzt mit Filet, Kalbs-, Schweinebraten usw. besetzt. Dazu kommen die Frühlingstompotts, welche die Treibhändler liefern. S. B.

Blinde und schlechtsehende Pferde verlassen den Stall ängstlicher als normallichtige. Hierauf bei der Musterung eines zu kaufenden Tieres achtzugeben, ist ratsam.

Liegend zu lesen ist den Augen nachteilig, weil sie hierbei zu sehr gespannt werden müssen. Auch im Fahren ist das Lesen zu unterlassen, da Kopf und Bauch ständig schwanken und die Augen infolgedessen überanstrengt werden.

Alter Bautehm ist vorzüglich verwendbar zur Verbesserung des Gemüsegartens. Man muß ihn nur entsprechend behandeln. Er wird zerstampft und im Freien unter Beimengen von Kalk aufgesetzt.

Beete, welche für Erbsen und Bohnen bestimmt sind, dürfen nicht mit Kalk gedüngt werden. Wo solcher Anwendung fand, muß zuvor eine andere Gemüsesorte gebaut werden, andernfalls werden die stickstoffammelnden Bakterien der Hülsenfrüchte zerstört.

Erbsen wollen kein mit Stallmist gedüngtes Land, sind aber für eine Kaligabe — etwa drei Kilo per A — sehr dankbar; auch Holzasche sagt ihnen sehr zu. Am geeignetsten ist ein im vorigen Jahre mit Kohl bebaut gewesenes Stück Land für Erbsenkultur.

Auflösung.

T	A			
T	A	U	B	E
	U		R	
A	B	R	A	M
	E		A	

Homonym.

Es trägt's an sich manch Federwied,
Auch du gebrauchst es in der Früh.
Friedr. Guggenberger.

Logogriph.

Mit einem S ist's glatt und eben,
Mit F läßt es die Saage leben.
Es kommt mit T aus weiter Ferne,
Und jung und alt genießt es gerne.
Julius Fald.

Schachlösungen:

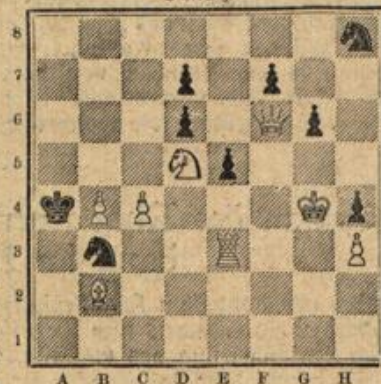
Nr. 122. 1) T e 8—e 7 — Zugzwang.
Nr. 123. 1) K b 3—a 3 (droht 2 D b 1)
Th 2, Th 3, Th 4, Th 5. 2) D g 2, D g 3,
D d 4, D g 5. Eine wohlgeleitete Auf-
gabe mit mehrfacher Figurenopposition.

Richtige Lösungen:

Nr. 108 und 109. Von S. Miers in
Riesborferwold. — Nr. 112. G. Eifelt
in Gaimersdorf. S. A. Götter in Self-
heimersdorf. S. Johanna in Gaters-
loh i. W. M. Schwarz in Vitorf. O.
Waldmann in Waldkirch.

Problem Nr. 124

Von W. Eichle, Stuttgart,
Schwarz.



Weiß.
Matt in 3 Zügen.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer: Hausierhandel.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.